Alexander Girardi.

„Wie lang steht's denn noch an,
Bist auch ein Aschenmann."
Girardi im „Bauer als Millionär".
15. Februar 1918.

Eine wahre Schreckensbotschaft durchläuft die Stadt: „Der Girardi ist gestorben!" In der Straßenbahn erzählen sich's fremde Leute. Eine Kunde so schmerzlich, wie seit langem keine mehr an Wiener Ohren geklungen hat. Jeder fühlt, daß wir plötzlich um viel, viel mehr als um einen großen Schauspieler ärmer geworden sind. Eine ärmlich gekleidete Frau, die sicher nichts weiß von der „künstlerischen Bedeutung" Girardis, die ihn vielleicht zwei- oder dreimal in irgendeiner törichten Operette singen gehört und tanzen gesehen hat, ist ganz verstört und dem Weinen nahe. „Ih sag's ja, es is nimmer schön auf der Welt" meint sie, „jetzt is uns gar no der Girardi g'storben. Ein Wunder, daß der Kahlenberg no steht und die Donau no rinnt." Das ist es: Wir haben unseren wienerischesten Mann verloren, den Mann, welcher der sinnfälligste Ausdruck unserer Wiener Eigenart war, an dem das Wiener Herz und Gemüt so erkenntlich wurden, daß auch die Berliner es merkten, wenn er zu ihnen auf Gastspiel kam, der Mann, aus dem die Wiener Heiterkeit lächelte und das Wiener Lied tönte. Daß er gleichwohl eigentlich gar kein Wiener war, sondern daß zwischen seinem Geburtshaus, das unlängst versteigert worden ist, und dem Stefansturm die Semmeringberge liegen, schadet ebenso wenig, als etwa, daß die Niese auch „nur" in Speising auf die Welt kam, das damals noch nicht zu Wien gehörte. Darum, weil er so sehr, so ganz der Ihrige war, darum liebten ihn die Wiener so zärtlich; und darum, weil er ihre fidel-sentimentale Eigenart, die bisher noch fast ausschließlich beim Heurigen und beim Volkssänger blühte und den mannigfachen Guschelbauern anvertraut war, künstlerisch so sehr erhöhte, daß sie zu unbestrittenen Ehren gelangte und letzthin gar burgtheaterfähig wurde, darum waren sie so unbändig stolz auf ihren Girardi. Wo immer er sich auf der Straße zeigte, allenthalben stießen sich die Leute an und machten sich auf ihn aufmerksam: „Schau, da geht der Girardi." Man grüßte ihn, respektvoll zwar, aber doch mit jener augenzwinkernden Vertraulichkeit, mit der man vor einem lieben, guten, alten Bekannten den Hut zu ziehen pflegt. Die Fiaker rissen, wenn er vorüberging, so stürmisch ihren Stösser vom Kopf, wie vor keiner Exzellenz, nicht etwa in der Erwartung einer guten „Fuhr", sondern weil das doch der Girardi war. Die Kunst allein hat in Wien noch selten einen zum Liebling des Volkes gemacht, viel häufiger hat das leider die dem Volke schmeichelnde Geste allein besorgt. Hier aber war einer, der in unvergleichlicher Art beides war: Künstler und unverfälschtes Volkskind. Wie in Wien die Herzen einem solchen zufliegen, der, durch höchste Tüchtigkeit in den Augen der ganzen Welt zu Ehren mit jedem Wort und jeder Geste unablässig immer wieder zu seiner Herkunft und zu seinem Volke bekennt, das hat außer Girardi keiner so erfahren, wie Lueger. Wie uns die Berliner den Girardi einmal für ein paar Monate weggenommen hatten und wie er dann zum ersten Male wieder in Wien auftrat, da gab es ein wahres Volksfest, einen Rausch der Begeisterung, einen Sturm der Freude und Genugtuung darüber, daß wir ihn nun endlich wieder hatten, daß es denen da draußen also doch nicht geglückt war, ihn uns endgültig wegzuschnappen. Es gab eine Zeit, in der jeder männliche Wiener, der etwas auf sich hielt, einen „Girardi-Hut" tragen mußte und wie sehr wir Wiener alle miteinander uns Girardis Art, zu reden, zu lachen, ja selbst zu gehen angewöhnt haben, ist uns selber gar nicht mehr bewußt. Wir meinen, diese oder jene Betonung eines Wortes, eine Geste, eine Aussprache sei schlechthin wienerisch und wissen nicht, daß sie es erst ist, seit sie Girardi den Wienern vorgemacht hat, wie es ja in der Wiener Eigenart liegt, geliebten Männern in allerlei Aeußerlichkeiten unbewußt zu gleichen, weshalb sich auch im Zeitalter des Kaisers Franz Josef alle patriotischen Wiener den Kaiserbart wachsen ließen.

Und doch wäre diese Verliebtheit der Wiener ihrem Girardi beinahe verhängnisvoll geworden. Sie können es nämlich nicht leiden, wenn einer, den sie so lieben, wie er ist, anders werden, etwas anderes, etwas Neues probieren will, wozu er sich berufen fühlt. Da sagen sie: „Oje, jetzt ist es aus mit ihm. Jetzt ist er nimmer der alte." Sie hatten den Girardi lieb gewonnen, als er ihnen den Zsupan im „Zigeunerbaron" vorsang und den ungarischen Tanz hatte er immer mindestens dreimal wiederholen müssen. Sie hatten ihn in hundert guten und in noch mehr schlechten Operetten und Possen bejubelt, mögen sie nun „Bum-Bum" oder „Ein armes Mädl" oder „Plauschnet, Vepi" oder „Man lebt ja nur einmal" oder wie immer geheißen haben. Singen wollten sie ihn hören, obwohl er niemals eine besondere, ja niemals eine wirkliche Stimme gehabt haben dürfte, und tanzen wollten sie ihn sehen. Darüber hinaus? Nun ja, ein paar nette Volksstücke von Karlweis ließ man sich etwa noch gefallen und den Valentin im „Verschwender" liebte man, weil der Girardi darin das „Hobellied" so unvergleichlich sang, nämlich mit so erhaben schönem Vortrag dieser edlen Strophen. Und niemand merkte oder niemand wollte bemerken, daß er längst über all das hinausgewachsen war, daß er zu den höchsten Aufgaben, die unser Schauspiel zu vergeben hat, reif geworden war, niemand achtete darauf, daß er oft und oft und immer wieder mitten in einer albernen Posse durch einen Satz, eine Bewegung von höchster, schauspielerischer Kraft bewies, wie mühelos er sich aus diesem Dunstkreis der seichten Späße aufschwingen könnte. Er versuchte es denn auch am „Deutschen Volkstheater" mit Aufgaben, er spielte Molieres „Eingebildeten Kranken" und war auf dem besten Wege, zu immer höheren Plänen vorzuschreiten. Hermann Bahr schlug damals vor, man solle Girardi den Narren in „Lear", den Malvolio, ja sogar den Mephisto spielen lassen. Aber da kam er schön an. Man hielt ihn einfach für verrückt und die Wiener reklamierten ihren Girardi stürmisch wieder für die Operette, für die Posse, sie wollten ihn nur in Stücken auftreten sehen, die „ka Goethe g'schrieb'n" und „ka Schiller 'dicht" hatte und die außerhalb des Verdachtes standen, von einem „Klassiker oder Schenie" zu stammen. Und da solchen elementaren Aeußerungen des Volkswillens kein Trotz in den Weg gestellt werden darf und da sich übrigens Girardi bei der Operette „besser herausfah", so blieb es, abgesehen von seltenen Ausflügen ins Volksstück, all die Jahrzehnte schon beim Singen und Tanzen, und die paar Leute, die vor ein paar Jahren sich vor Scham und Wut darüber, daß wir unseren besten Mann, einen der größten Menschengestalter der deutschen Bühne, so schmählich vergeudeten, nicht zu fassen wußten, sind allgemach still geworden und haben sich ins Unvermeidliche gefügt. Bis im vorigen Jahre zur freudigen Ueberraschung aller Einsichtigen der neuernannte Burgtheaterdirektor v. Millenkovich wenige Wochen nach seinem Amtsantritt den Künstler kurzerhand einlud, ins Burgtheater zu kommen. Girardi hat sich's lang und gründlich überlegt. Er hatte Angst vor der klassischen Aussprach', zu der er sich bisher immer bequemt hatte, wenn er sie parodieren wollte. Als man ihm aber zusicherte, daß er nur in Volksstücken zu spielen haben werde, sagte er freudig zu und am 15. Februar 1918 hielt er im „Bauer als Millionär" seinen unvergeßlichen Einzug ins Burgtheater. Von all den Rollen, die hier noch weiter seiner harrten, hat er nur noch eine, in „Liebelei" spielen können. Wieder einmal einer, der dem österreichischen Schicksal zum Opfer fiel, das da heißt: „Zu spät." Siebenundsechzig Jahre hat er alt werden müssen, ehe einer den Mut fand, ihm die Türe zu dem Platz zu öffnen, auf den er längst, vor zwanzig, dreißig Jahren schon gehört hätte. Aber noch ehe er recht eingetreten war, schlug der Tod die Türe wieder zu. Wir wollen keine schmerzlichen Erwägungen darüber anstellen, was er uns noch alles hätte bescheren, wie sehr er uns noch hätte beglücken können. Es mag ihm wohl selber hart genug geschehen sein, wie er sich anschickte, seine Meisterstücke zu vollenden, sich jählings am Rock gezupft fühlte: „Brüderl, komm!" und er wird sich sicher ein wengerl taub gestellt und gar nicht umgeschaut haben. Wie er aber sah, daß Umstände machen da nichts half, hat er uns eben ade gesagt. Nun ist uns in so trüber, kalter Zeit auch noch dieser warme Sonnenstrahl erloschen. „Es is nimmer schön auf der Welt" sagte heute eine arme Frau in der Straßenbahn . . .

Hans Brecka.

Reichspost
21. III. 1918

278